

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen
Band: 43 (1972)
Heft: 12

Artikel: Das Heim im Urteil der Oeffentlichkeit
Autor: Bollinger, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-806896>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Heim im Urteil der Oeffentlichkeit

Dr. H. Bollinger, Schaffhausen

«Das Heim im Urteil der Oeffentlichkeit»: Darüber, meine Damen und Herren, soll ich hier und jetzt zu Ihnen sprechen. Ursprünglich haben die Veranstalter dieser Tagung das Thema etwas anders, pointierter formuliert, indem sie mir nahelegen wollten, gleich von der *Kritik* der Oeffentlichkeit am Heim zu reden. Aber ich habe — vielleicht in Ueberschreitung meiner Kompetenzen — den Titel ein bisschen geändert, ein bisschen neutralisiert. Denn wenn ich von *meinen* Eindrücken ausgehen darf, scheint mir das Verhältnis zwischen der Oeffentlichkeit, die ich so mehr oder weniger kenne, und den Heimen, die wir im Kanton Schaffhausen haben, nicht dermassen angespannt und affektgeladen, dass ich Grund hätte, bedenkenlos vom Wort «Kritik» Gebrauch zu machen und den Heimleitern auch gleich noch zu sagen, *wie* — durch welche gezielten Massnahmen — sie sich am wirkungsvollsten vor der drohenden Gefahr dieser Kritik abschirmen und von der unbequemen Last befreien könnten. Vielleicht haben wir hier in Schaffhausen in dieser Beziehung noch den tiefen Frieden einer kleinen, abseits gelegenen Provinz, vielleicht sind die Dinge ausserhalb dieser Provinz anders, aber hier in Schaffhausen leben wir zum Glück und in der Tat noch friedlich, sind verschont geblieben bisher von jener Welle der Heimkritik, die anderswo die Heimleiter so verunsichert hat und die Heime als Einrichtung, als Institution unserer Gesellschaft grundsätzlich in Frage stellt. Das gilt sowohl für die in Schaffhausen vorhandenen Jugendheime wie erst recht für die Altersheime, von denen ich im folgenden vor allem sprechen will. Wo im letzten Jahrzehnt bei uns Kritik laut geworden ist, und das ist wiederholt der Fall gewesen, hat sie sich stets bezogen auf vermeintliches oder tatsächliches Ungenügen einzelner Personen oder einzelner Umstände.

Serie: «Wie man lebt, wenn man alt ist»

Wir leben offenbar — ich wiederhole — auch weiterhin im Frieden einer kleinen Provinz, und anderswo mag das anders sein. Die Zeitung, an der ich arbeite, hat zu Beginn dieses Jahres eine Artikelserie veröffentlicht, Thema «Wie man lebt, wenn man alt ist». Die Serie erregte im Kanton und in der Nachbarschaft erhebliches Aufsehen, blieb aber in bezug auf die grundsätzliche Problematik der Stellung der Altersheime in unserer Gesellschaft eher unergiebig. Meine jungen Kollegen, die die Artikelserie schrieben und vorher einen umfangreichen Research durchführen mussten, hatten sich mit wahren Feuereifer auf die Aufgabe gestürzt. Der eine, frisch von der Universität, ein Politologe und vollgesogen mit den soziologischen Weisheiten, die an einzelnen deutschen Hochschulen gelehrt und gelernt werden, der andere, ein sehr feinfühler, empfindsamer Mensch, hatten sich nach der

Die Referate des diesjährigen Weiterbildungskurses für Altersheimleitung vom 7. bis 9. November in Schaffhausen werden im Fachblatt VSA abgedruckt und sollen zu einem späteren Zeitpunkt in einer Broschüre als Separatdruck erscheinen. Der hier vorgelegte Text wurde als Vortrag am ersten Tag zur Diskussion gestellt und soll auf Wunsch der Kursveranstalter den Fachblattlesern zuerst vorgelegt werden.

Die Redaktion

Lektüre von Simone de Beauvoirs Buch über das Alter und von Jean Améry's schönem Essay über das Altern ziemlich erschüttert an die Arbeit gemacht. Der Befund der beiden Kollegen lässt sich in einem Satz zusammenfassen — nämlich dem, dass das einzige in der Stadt Schaffhausen privat geführte Altersheim sich eines besseren Rufes erfreut, ein besseres Image hat als die staatlichen oder die auf gemeinnütziger Grundlage geführten Heime.

Was heisst heute «Oeffentlichkeit»?

Vielleicht sind Sie jetzt geneigt zu vermuten, meine Damen und Herren, das vergleichsweise bescheidene Ergebnis der Untersuchung meiner Kollegen sei möglicherweise daraus zu erklären, dass wir Schaffhauser keine Oeffentlichkeit hätten. Ihre Vermutung trifft bis zu einem gewissen Grade zu. Der Kanton Schaffhausen ist klein, zählt rund 75 000 Einwohner, das sind ein Viertel der Einwohnerschaft Zürichs. Damit ist zugleich gesagt, dass zum Begriff der Oeffentlichkeit auch die Vorstellung einer Vielheit, einer grösseren Zahl von Einzelwesen gehört. Wo es diese grosse Zahl nicht gibt, gibt es anscheinend keine oder doch weniger Oeffentlichkeit. Dieser durchaus merkwürdige Sachverhalt nötigt uns dazu, das Wort «Oeffentlichkeit» etwas näher anzusehen. Zunächst: Es ist ein gut deutsches Wort und hängt mit «offen», «offenbaren», «öffnen» und «eröffnen» zusammen. In der heutigen Bedeutung von «Allgemeinheit» wird es erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gebraucht, desgleichen das dazugehörige Eigenschaftswort «öffentlich» im Sinne von «allgemein», «allen zugänglich» und «für alle bestimmt», ebenso das Tätigkeitswort «veröffentlichen» — «allen zugänglich machen».

Fortschreitende Entpersönlichung

«Oeffentlich», «veröffentlichen», «Oeffentlichkeit» tauchen im Sprachgebrauch zu einer Zeit auf, da auch



das Wort «Gesellschaft» im heutigen Sinne gebräuchlich wird. «Gesellschaft» heisst ursprünglich nichts anderes als die Gemeinschaft zweier oder mehrerer Gesellen, mehrerer Gefährten des gleichen Handwerks, der gleichen Gesinnung, der gleichen Herkunft, heisst die Gemeinschaft von Freunden. Im Begriff der Gesellschaft in modernem Sinn ist die Gemeinschaft, das Verbindliche, Gemeinsame eines geschlossenen Kreises gleicher Gefährten und Freunde, völlig verblasst, hat sich gänzlich verloren. Das Wort ist zunehmend abstrakt geworden und meint heute eine unbegrenzte Vielheit, eine grosse Masse von Einzelwesen, die sich lediglich noch in der Tatsache ihrer Vereinzelung gleich sind. Was sich im Prozess des fortschreitenden Abstraktwerdens von der negativen Seite her als Verlust an Gemeinschaft bezeichnen lässt, lässt sich positiv auch als fortschreitende Oeffnung der Gesellschaft verstehen. Im 18. Jahrhundert wurde der Mensch als Individuum und als Individualität entdeckt. Auf das Zeitalter des Individualismus und des Subjektivismus im 18. Jahrhundert ist im 19. Jahrhundert das Zeitalter gefolgt, welches die Menschen als gesellschaftliche Wesen, das heisst: als unbegrenzte Menge, als Masse gleicher Einzelwesen entdeckt hat. Damals, im 19. Jahrhundert, ist — zuerst in Frankreich, dann in England, dann in Amerika — die Massenpresse entstanden, haben sich die Massenmedien, die Massenkommunikationsmittel (Radio und Fernsehen) vorbereitet, die heute im Gebrauch sind. Heute, im 20. Jahrhundert, erleben wir das Zeitalter der sogenannten offenen Gesellschaft, das Zeitalter der nahezu totalen Vergesellschaftung, in welchem nichts mehr nicht-öffentlich, nichts mehr nicht-offen, nichts mehr geschlossen sein soll. Der Philosoph *Martin Heidegger* hat das 20. Jahrhundert folgerichtig als das Jahrhundert des absoluten Subjektivismus und die Tendenz zur Vergesellschaftung als den in sein absolutes Gegenteil umgekippten Individualismus bezeichnet.

Unterwegs zur (totalen) Vergesellschaftung

Nach diesem philosophisch etwas belasteten Exkurs, meine Damen und Herren, nach diesem scheinbaren Umweg und Abstecher, der in Wahrheit kein Abstecher ist, obwohl es darin an Fremdwörtern nicht fehlt, kehren wir zurück und gehen zugleich einen Schritt vor, indem wir festhalten, dass wir in der offenen Gesellschaft das Stadium der nahezu totalen Vergesellschaftung, der nahezu totalen Oeffentlichkeit zu erreichen im Begriffe sind. Alles, was in dieser Gesellschaft dem immanenten Zwang zum Offensein zuwiderläuft, wirkt befremdlich, wirkt antiquiert und abtossend, wird sogar als gesellschaftsfeindlich empfunden.

Heime, Altersheime und Jugendheime, die als Institution noch ins 18. Jahrhundert zurückreichen (obwohl sie vielleicht erst nach dem Zweiten Weltkrieg gebaut worden sind) und die notwendigerweise noch die Merkmale einer mehr oder weniger geschlossenen Gemeinschaft auf sich tragen, wirken deshalb heute um so befremdlicher, sind deshalb um so mehr dem Misstrauen und der Gefahr der Kritik ausgesetzt, je mehr Oeffentlichkeit es gibt, je mehr die Vermassung zunimmt, je mehr sich der Zug zum absoluten Subjektivismus Geltung verschafft. Je weniger

Oeffentlichkeit, um so kleiner die Gefahr der blossen subjektiven Kritik, um so geringer das auf blossen subjektiven Vermutungen beruhende Misstrauen. Daher haben wir in den kleinräumigen, leicht überschaubaren Verhältnissen von Schaffhausen mit vergleichsweise wenig Oeffentlichkeit bislang keine eigentliche Heim-Kritik gekannt, weil die Heime sozial noch integriert sind. Darum kennen wir im kleinen Land unserer Schweiz noch sehr viel weniger die Gefahr der Anfälligkeit für Kritik als im Ausland: die Verhältnisse sind noch vergleichsweise stabil. Wenn und wo wir jedoch daran sind — und wir sind daran! — uns der Faszination des grossen Raums zu öffnen, die Strukturen der Uebersichtlichkeit aufzulösen und uns den Verlockungen der grossen Zahl zu erschliessen, haben wir, auch im Heimwesen, mit der wachsenden Instabilität der Verhältnisse, mit wachsender Gefährdung durch das Misstrauen und mit wachsender Pannenanfälligkeit aller überlieferter Institutionen zu rechnen.

Es gibt keinen Weg zurück in die «gute alte Zeit»

Damit sage ich nun freilich nicht, man könne die Stabilität der Verhältnisse garantieren und allenfalls sogar wiederherstellen, indem man dem Zug zur Oeffentlichkeit zu widerstehen sucht und diese möglichst klein hält, sie sogar ausschliesst. Ich sage beileibe nicht, meine Damen und Herren, das Integriertsein unserer Heime sei dort am sichersten gewährleistet und die Heim-Kritik sei dann am wenigsten wahrscheinlich, wo und wenn man versuche, das sogenannte Rad der Zeit zurückzudrehen und in die sogenannte gute alte Zeit zurückzukehren — ganz abgesehen davon, dass jene Zeit der Anstalten und Asyle für die Insassen vielleicht gar nicht so gut war, und auch abgesehen davon, dass es früher schon Heim-Kritik in unserem Land gegeben hat: Ich nenne da nur den Namen von *C. A. Loosli*. Ich meine, dass man den Zug der Zeit durch künstliche Massnahmen nicht bremsen kann, ohne sich dabei der versuchten Manipulation verdächtig zu machen und sich gerade dadurch der Gefahr in besonderem Mass auszusetzen. Wir leben nun einmal in der Zeit des nahezu totalen Subjektivismus, da jeder «es» weiss und natürlich es immer besser weiss als der andere. Zu dieser unserer Zeit gehört es nun einmal ebenfalls, dass ein jeder es besser weiss als der andere, und dass er aus der Gewissheit des Besserwissens, aus dieser immanenten Wettbewerbssituation zum andern Mitwisser, auch das «Recht» ableiten muss, er dürfe von allen gebotenen Möglichkeiten der Massenkommunikation und der Multiplikation seines Wissens, seiner Ueberzeugung uneingeschränkt Gebrauch machen, um — als Heim-Kritiker zum Beispiel — recht zu behalten oder recht zu bekommen.

Ambivalentes Urteil der offenen Gesellschaft

Umgekehrt allerdings kann man das in der offenen Gesellschaft latent stets vorhandene Misstrauen gegenüber den Heim-Institutionen und überhaupt gegenüber allem Institutionellen nicht dadurch abbauen, dass man sich dem Zug der Zeit bedingungslos anpasst. Das Mitschwimmen mit jeder Modeströmung gewährleistet keinen sicheren Schutz vor der Gefahr.

Die Anbiederung, das Apeasement mit der Oeffentlichkeit, die in ihrem Urteil über das Institutionelle und mithin über die Heime stets ambivalent, stets schwankend sein wird, schützt vor möglicher Kritik keineswegs, Stichwort: «Biedermann und die Brandstifter». Ambivalent, schwankend in ihrem Urteil über das Heim ist die Oeffentlichkeit und wird es bleiben. Einerseits bewilligt der Stimmbürger in der Regel jeden Kredit für den Bau neuer Altersheime und Spitäler, weil ja jeder einzelne damit rechnen muss, dereinst auch einmal alt und krank zu werden. Als potentieller Nutzniesser im Ernstfall schluckt er meistens jeden Kredit, selbst hohe Aufwendungen, widerspruchslos. Im Gedanken an seinen persönlichen, eigenen Ernstfall und an das «Recht» auf die Befriedigung auch seiner eigenen Bedürfnisse in seinem Ernstfall sind ihm in der Regel keine Investitionen der öffentlichen Hand zu kostspielig. Zum Teil aus dieser subjektiven Bedarfs- und Spekulationslage heraus erklärt es sich aber auch, dass derselbe Stimmbürger, wo er mitschwimmt mit den Meinungen im Binnenmeer der Oeffentlichkeit, stets anfällig bleibt für das Misstrauen den Heimen und Spitälern gegenüber und anfällig für die Kritik anderer, wenn immer ein Heim oder ein Spital in Verdacht gerät, der Hort des versammelten Ungenügens, der Unmenschlichkeit und des bloss perfekten, aber kalten organisatorischen Apparates zu sein.

Merkmale unseres technischen Zeitalters

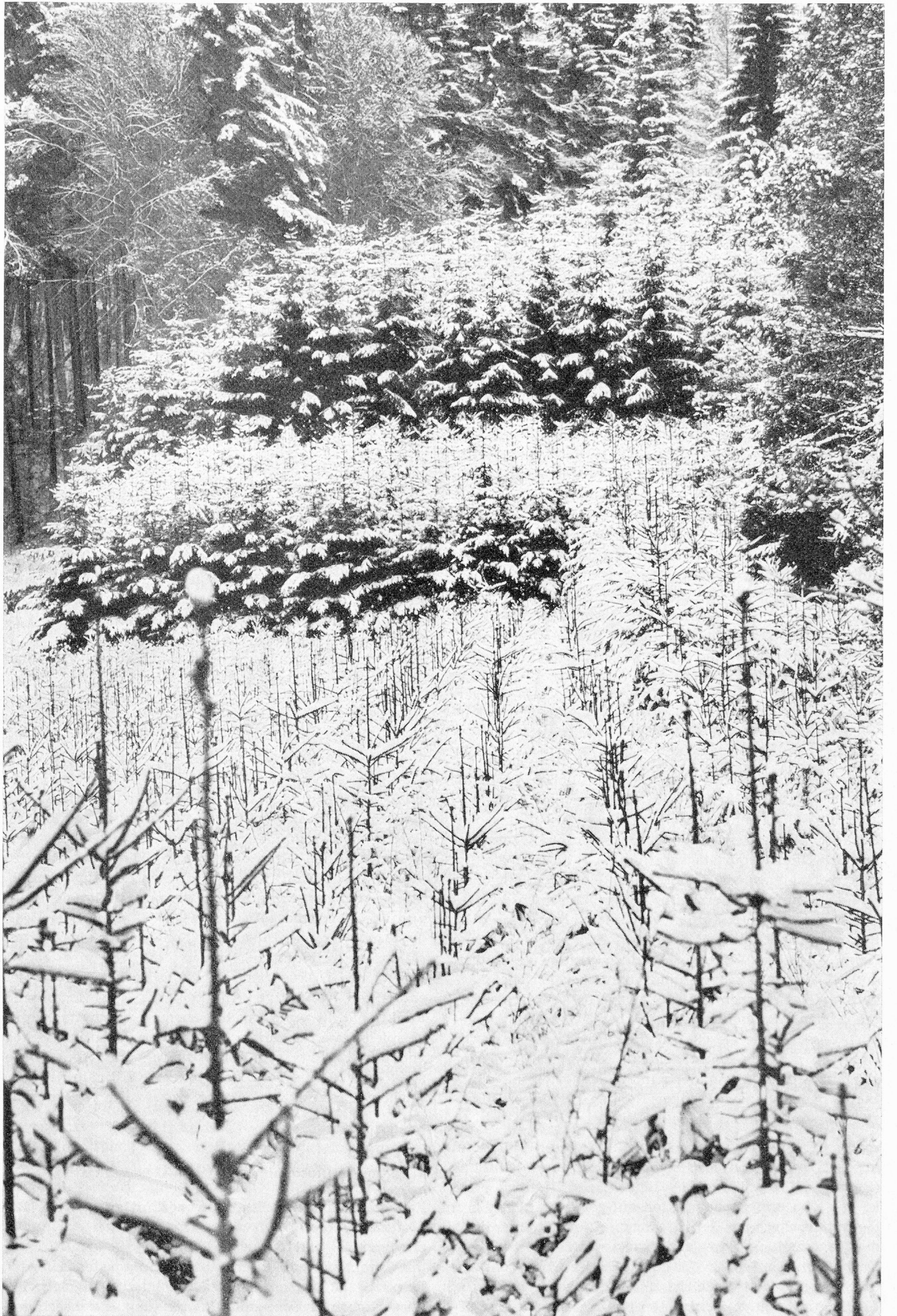
Wenn vorhin von falschem Apeasement, von falscher Anbiederung an den Zug der Zeit gesprochen worden ist, meine Damen und Herren, sollte jetzt doch wohl auch die Rede davon sein, was denn eigentlich, welche konstitutiven Merkmale dieser Zeit, dieser Gesellschaft ausser ihrem Offensein noch zuzuweisen sind. Man nennt unsere Gesellschaft die Industrie- und Konsumgesellschaft. Es ist die pluralistische Gesellschaft, die Massengesellschaft eines Zeitalters, welches geprägt wird durch *Technik* und *Wissenschaft*. Wenn man diese Technik und Wissenschaft als spezifisches «Erzeugnis» des westlichen Abendlandes betrachten will, kann man hinzufügen, dass die Technokultur des Westens im Begriffe sei, sich immer mehr über die ganze Welt auszubreiten. Andere Kulturen, die wir gern als die primitiven bezeichnen, befinden sich auf dem Rückzug, und der Rückzug wird durch die Entwicklungshilfe des Westens noch beschleunigt. Das eigentliche Wesensmerkmal der Technik ist ihr Zug zur Perfektion und das Bestreben nach fortgesetzter Steigerung der Leistung. Merkmal der Wissenschaft ist es, alles messbar zu machen, alles zu berechnen. Messbar und berechenbar jedoch ist nur, was Ding-Charakter hat oder in den Ding-Zustand gebracht worden ist. Und also besteht das Ziel aller Wissenschaft, die messbar machen, quantifizieren will, eben darin, alles zu verdinglichen: Wissenschaft, die strenge Wissenschaft sein will, begreift sich als Naturwissenschaft. Sie ist zutiefst *rationalistisch* und zutiefst *materialistisch*. Der Materialismus ist freilich selber nichts Materielles, sondern eine geistige Kraft, ist die Parallelerscheinung zum *Intellektualismus* — oder besser: Materialismus und Intellektualismus sind die beiden Gesichter ein und derselben geistigen Kraft, die beiden Gesichter ein und desselben Zuges unserer Zeit.

Anbiederung an den «Zug der Zeit»?

Anbiederung an die Haupterscheinung unserer Zeit hiesse also zunächst einmal Anpassung an technische Rationalität und materialistische Naturwissenschaft. Konkret auf die Heim-Situation und auf die Situation des Heimleiters bezogen, wäre deshalb etwa zu sagen, dass ein Altersheim, ein Spital, aber auch ein Jugendheim, nicht dann am pannen sichersten ist und optimal geschützt vor der Kritik, wenn seine Anlage besticht durch ihre optimale technische Perfektion und wenn das Personal besteht aus lauter perfekten Funktionären des Apparats. Das Gegenteil ist der Fall: Je perfekter und rational ausgeklügelter die Organisation eines Betriebs ist, desto pannenanfälliger wird sie. Da sage ich Ihnen gewiss nichts Neues, meine Damen und Herren, das wissen Sie ja zweifellos besser als ich. Und auch der Heimleiter selbst ist nicht dadurch vor öffentlicher Kritik geschützt, dass er sich dem Diktat von Wissenschaft und Technik unterstellt, sich immer mehr und immer spezifischeres Wissen aneignet, immer mehr der Faszination des Technisch-Organisatorischen erliegt und sich der Rationalität eines perfekt funktionierenden Betriebes unterwirft.

Weiterbildung ist gut — aber kein Schutz vor Kritik

Nun — meine Damen und Herren: Es sieht jetzt wohl so aus, als ob ich mich vor Ihnen als Bilderstürmer aufführen wollte. Es sieht wohl so aus, als ob ich vor Ihnen sturmlaufen wollte gegen alle Technik, gegen alle Organisation, alle Perfektion, alle Wissenschaft. Es sieht so aus, als ob ich sogar Ihre wohlmeinende Absicht in Zweifel zöge, die Sie hier in Schaffhausen zu diesem Weiterbildungskurs zusammengeführt hat. Das ist aber in Wahrheit nicht der Fall. Ich bin weder gegen Weiterbildung noch gegen ein gut eingerichtetes, gut und reibungslos funktionierendes Heim. Ich verstehe vielmehr Ihren Wunsch, ein solches Heim zu führen und für diese Aufgabe persönlich auch hinlänglich ausgerüstet zu sein. Ich meine lediglich, dass Sie keine Wissenschaft, keine technische Einrichtung, keine organisatorische Massnahme mit Sicherheit davor bewahren kann, eines Tages doch der Kritik einer zwar weithin manipulierbaren, aber letztlich nicht völlig berechenbaren Oeffentlichkeit zum Opfer zu fallen, ganz gleichgültig, ob diese Kritik «unverdient» sei oder «verdient», berechtigt oder unberechtigt. Ich gebe Ihnen zu bedenken, dass es ja gerade dieser Zug der Zeit ist, diese technische Rationalität, welche zur nahezu totalen Oeffentlichkeit unserer offenen Gesellschaft geführt hat. Wie sollte es daher möglich sein, durch einen Mehraufwand an Rationalität, Mehraufwand an Technik, Wissenschaft und Organisation eben diesen gefährlichen Zustand der Oeffentlichkeit unserer Gesellschaft, eben diese Ambivalenz zugunsten der Heime, der Heiminsassen und der Heimleiter zu ändern? Jeder neue Aufwand kann im Gegenteil die Ghetto-Situation des Heims und die Ghetto-Situation des Heimleiters persönlich, von den Insassen gar nicht zu reden, nur verstärken. Und wo sich in der offenen, im Urteil schwankenden, hin- und hergerissenen Gesellschaft der Ghetto-Eindruck verstärkt, wächst auch das Misstrauen, ist die soziale Desintegration des Heims im Vollzug, wächst mit der



internen Pannenanfälligkeit des Heims auch seine äussere Anfälligkeit für Kritik.

Die zwei Hälften ein- und derselben Wahrheit

Meine Damen und Herren! Vor Ihnen steht einer, der behauptet hat, das Rad der Zeit lasse sich nicht zurückdrehen, ja, dass es geradezu gefährlich sei, das Rad zurückdrehen zu wollen. Der, welcher vor Ihnen steht, hat aber auch behauptet, dass es gefährlich sei, dem Geist der Zeit, welcher das Rad antreibt, dem Materialismus und Intellektualismus, der Wissenschafts- und Organisationsgläubigkeit zu folgen. Es sei, hat er behauptet, geradezu mörderisch, der Faszination des sogenannten Fortschritts und der Faszination der technischen Ding-Welt zu erliegen. Da scheint ein Widerspruch vorzuliegen, und ein kurzes, klärendes Wort scheint an dieser Stelle wohl gegeben. Ich meine, beide Feststellungen träfen zu und seien lediglich die zwei Hälften ein und derselben Wahrheit. Ich meine, dass sowohl der Widerstand gegen wie die Anbiederung an den Geist der Zeit tödlich sei. Was aber ist denn letztlich dieser Geist der Zeit, der so dämonisch scheint, abschreckend und faszinierend zugleich, und der so leicht dämonisiert werden kann? Die vorläufige Antwort auf diese Frage steht in Goethes «Faust»: «Was Ihr den Geist der Zeiten nennt, das ist der Menschen (Herren) eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln». Zweiter Versuch einer vorläufigen Antwort — diesmal in Prosa. Sie ist schlicht und einfach und doch unerhört schwer: Ich rate Ihnen zur *Gelassenheit*. Ich rate Ihnen, meine Damen und Herren, zur Gelassenheit — zur Gelassenheit von den Dingen und zu den Dingen!

Ein Glückwunsch, und was daraus folgt

Kürzlich feierte in einem Schaffhauser Altersheim ein Mann seinen 80. Geburtstag. Da er im Leben der Stadt eine nicht ganz unbedeutende Rolle gespielt hatte, bekam die Redaktion der Zeitung einen Anruf aus dem Bekanntenkreis des Jubilars. Ich selber habe der Sekretärin die Geburtstagsgratulation diktiert, die im Blatt erschienen ist und folgenden Wortlaut hat: «Heute kann im Altersheim X Herr Y seinen 80. Geburtstag feiern. Der Jubilar, der seit einigen Jahren im Ruhestand lebt und seit dem Hinschied seiner Frau im Heim X wohnt, erfreut sich noch bester Gesundheit und ist auch geistig von ungewöhnlicher Frische. Täglich verfolgt er noch mit Hilfe unserer Zeitung, zu deren treuen Abonnenten er seit über 5 Jahrzehnten gehört, das aktuelle Geschehen in Politik und Kunst. Oft ist er an schönen Sonntagen auf längeren Wanderungen anzutreffen, denn noch immer gehört seine ganze Liebe dem Rhein und dem Randen». Folgen Glückwünsche und Schluss, Ende des Zitats.

Zwei oder drei Tage nach Erscheinen dieser Notiz kam mir das Buch von *Georg Sieber*, «Die Altersrevolution» (Benziger-Verlag 72) in die Hände. Beim Blättern stiess ich auf den ersten paar Seiten auf folgenden Text und las mit wachsender Betroffenheit: «Die Lokalredaktion der Tageszeitung führt den Beweis dafür wöchentlich: Da hat ein Bürger das 75. oder 80. oder 90. Lebensjahr erreicht, und der vielleicht 25jährige Journalist staunt für und mit seinen Lesern — etwa so: Der Jubilar er-

freut sich «noch bester Gesundheit», ist «noch rüstig», «hört die Radionachrichten noch täglich», macht «noch täglich» seinen Spaziergang. «Der Jubilar lebt noch». Dieses «noch» — sagt Sieber — ist nur ein Tribut an die elementaren Höflichkeitsformen. Eigentlich sollte es besser durch ein «dennoch» ersetzt werden, denn eigentlich müsste die Gratulation im Klartext lauten: «Max S. erreichte das 80. Lebensjahr. Wider Erwarten fühlt er sich beschwerdefrei. Dass er sich lebhaft bewegt, stimmt verdächtig. Er will seine Umgebung provozieren, indem er täglich die Radionachrichten hört. Seine Trotzhaltung zeigt sich darin, dass er täglich spazieren geht. Max S. ist ein Aussenseiter. Als Einzelfall ist er jedoch harmlos. Zu irgendwelchen Befürchtungen besteht kein Anlass». Ende des Zitats.

Das Altern als «Leistung»

Sie können sich sicher vorstellen, meine Damen und Herren, warum ich betroffen war, als ich das las! In unserer offenen Gesellschaft, die auch die Konsumgesellschaft genannt wird, auch Industriegesellschaft, auch Leistungsgesellschaft, gilt es als Leistung an sich, ein hohes Alter von 80 oder 90 Jahren zu erreichen. Aber in dieser Geltung steckt ein bisschen Ersatz. Die Zuwendung und Wertschätzung, die die alten Menschen in vielen primitiven Kulturen geniessen, gilt ihrer Lebensweisheit und gilt der Vermutung, sie, diese Alten, seien gelassener, weniger verstrickt in die banalen Pflichten und Attraktionen des Tages, sie erfreuten sich eines freieren Ueberblicks. Die Wertschätzung gilt auch dem Anekdoten- und Geschichtenschatz dieser Alten. In den Zeitungen steht zum Beispiel, das abgelaufene Jahr sei das trockenste Jahr «seit Menschengedenken». In diesem «seit Menschengedenken» klingt eine archivarische Funktion der Alten an. Einmal wenigstens, früher, waren sie als das Gedächtnis der Menschengemeinschaft anerkannt. Diese archivarische Funktion ist heute aber in der Folge der Explosion des Wissens in fast allen Lebensbereichen überflüssig geworden. Hartnäckig hält sich die Funktion nur noch in Bereichen, die von der Wissenschaft noch umgangen werden. Zu den Alten darf und soll zählen, wer ein repräsentatives Amt in einer Hierarchie anstrebt. Wo immer mangels technischer Leistungsmerkmale so etwas wie Charisma gefordert wird, ist jedes Lebensjahr des Anwärters ein Pluspunkt. Sobald aber ein Amt mit rationalen Leistungsmerkmalen definiert wird, fangen bereits die Diskussionen um das Höchstalter an. Die endgültige, definitive Anerkennung von technischer Funktionalität und technischen Leistungsprinzipien beispielsweise in einem Reich, das eigentlich «nicht von dieser Welt» sein sollte, wurde durch die Forderung Papst Pauls vollzogen, indem Kardinäle nach Erreichen der gesetzten Altersgrenze zurücktreten müssen.

«Leistungsphilosophie» der Twen-Gesellschaft

Zu den technischen Funktionsmerkmalen gehören jene Merkmale, die der zweiten industriellen Revolution entstammen und die eigentlich nur für den Umgang mit komplizierten Maschinen und Apparaten erforderlich sind: Ich nenne die Fähigkeit zu längerfristiger körperlicher Präsenz und Anstrengung, die maschinen-

gerechte Reaktionsgeschwindigkeit, die Anpassungsbereitschaft an technische Gesetzmässigkeiten, und ich nenne das reflexartige Koordinieren von spontanen, subjektiven Wahrnehmungen und vorgegebenen Verhaltensmustern. Diese technischen Funktionsmerkmale entsprechen den Möglichkeiten einer bestimmten und begrenzten Altersspanne zwischen dem 25. und 35. Altersjahr. Die Altersklasse zwischen 25 und 35 Jahren ist die dominierende Altersklasse der Leistungsgesellschaft. Unsere offene Gesellschaft zerfällt nicht nur immer mehr in offene Leistungsgesellschaften, sondern wird auch immer mehr zu einer Twen-Gesellschaft. Typisch für die «Leistungsphilosophie» der Gesellschaft dieser Twens sind zum Beispiel die Olympischen Spiele oder gewisse exemplarische Muster aus dem alpinen Hochleistungssport oder aus dem Rennsport. Was nicht den Leistungskriterien der Twen-Gesellschaft genügt, wird ausgesondert. Die Aussonderung, die Segregation der Ungenügenden ist in vollem Gang. Wer die Leistungskriterien der Twens nicht erfüllt, weil er dazu noch zu jung oder aber schon zu alt ist, wird an den Rand gedrängt, wird Aussenseiter. Die Aussenseiter, die Jungen in den Schulen und an den Universitäten, die dissozialen Jugendlichen in den Jugendheimen und die Alten in den Altersheimen sind die Defizit-Modelle der Twen-Gesellschaft. Die Gesellschaft der Twens, die ihre leistungsdefizitären Glieder an den Rand in Jugend- und Altersghettos abschiebt und die Abgeschobenen sogar noch dazu bringt, die Leistungsnormen ihrerseits freiwillig-unfreiwillig noch zu respektieren, diese Twen-Gesellschaft, die die Grossfamilie, die Sippe, zerstört hat, indem sie nur noch Wohnungen baut, die für die normalen, gesunden 25- bis 35jährigen passen, sie, diese Gesellschaft, die ihre Lebensbedingungen schmälert, je mehr sie ihre Leistungsfähigkeit und den Leistungszwang steigert — sie gleicht der Schnecke, deren Haus zertreten, zerstört ist. Sie kommt menschlich nicht nur immer langsamer vom Fleck, sie geht auch zugrunde — wie die Schnecke ohne Haus. Es ist kein Zufall, dass der Mensch dieser Gesellschaft als der *unbehauste Mensch* bezeichnet wird. Er hat kein Haus mehr, keinen festen Wohnsitz, er ist mobil, schweifend geworden, er hat keinen festen Standort mehr, hat jede Bodenständigkeit verloren.

Protest der Jungen — und der Alten?

Gegen diese unmenschlich-tödlichen Perspektiven der Leistungsgesellschaft, meine Damen und Herren, beginnt ein Teil der Jungen immer lauter zu protestieren. Mindestens zum Teil ist auch die «Heimkampagne» erklärlich als echter Protest — aber am falschen Ort und mit den falschen Mitteln. Die Zeit wird kommen, meine Damen und Herren, da auch die abgeschobenen Alten in ihren Ghettos, ihren Segregationsgesellschaften zu protestieren anfangen werden. Der Zeitpunkt rückt um so schneller heran, je älter die Menschen werden. Im «Tagebuch» von Max Frisch (Suhrkamp 72) steht zu lesen, die durchschnittliche Lebensdauer habe um Christi Geburt nur 22, zur Zeit Martin Luthers 34, um 1900 herum 49 Jahre betragen. Jetzt beträgt sie nach der Statistik 69 Jahre. Ich zitiere: «Die Lebensverlängerung bedeutet zugleich eine Umschichtung im Altersaufbau der Gesellschaft. Um 1900 stellten die Jugendlichen (bis zum 20. Lebensjahr) noch 46 Prozent der Bevölkerung, 1925 aber nur noch 36 Prozent, 1950

noch 31 Prozent, und für 1975 rechnet man mit 28 Prozent jungen Menschen. Entsprechend steigen die Altersklassen (nach dem 60. Jahr). Um 1900 waren es noch 7 Prozent der Bevölkerung, um 1975 werden es 20 Prozent sein». Ähnliche Ergebnisse und Zahlen finden sich in der Untersuchung «Altersfragen in der Schweiz» (Kommission für Altersfragen, 1966). Das ist, meine Damen und Herren, die sogenannte Altersrevolution, deren Auswirkungen die Folgen der parallelen Jugendrevolte dereinst noch beträchtlich übersteigen werden.

Keine Abhilfe durch «Massnahmen» möglich

Gegen diese Auswirkungen sind Massnahmen der üblichen Form und mindestens zurzeit völlig unzureichend, denn diese Massnahmen entstammen selber der technisch-organisatorischen Vorstellungswelt und sind darum nur geeignet, das Problem zu verschärfen, statt zu lösen. Warum das so ist, haben wir früher in anderem Zusammenhang erklärt. Es geht auch nicht um die Lösung einiger vordringlicher Versorgungsfragen, nicht um einen vermehrten technisch-finanziellen Aufwand, da dieser schon jetzt an der oberen Grenze dessen zu liegen scheint, was die Twen-Gesellschaft erbringen kann und erbringen will. Am Symposium «Planen und Bauen für Betagte», das vor einigen Wochen in Davos durchgeführt wurde, hat der Soziologe Peter Atteslander festgestellt — ich zitiere wörtlich: «Unsere Gesellschaft wird von einem Wertsystem geprägt, das den alten Menschen keinen Platz belässt. Wenn wir annehmen, dass viele Menschen dem Leistungsdruck nicht mehr genügen, wenn wir ferner vermuten, dass sie die vollen bürgerlichen Aktivitäten nicht mehr zu erfüllen imstande sind, verweisen wir sie in ein imaginäres Ghetto. Nicht die Alten sind das Problem, sondern wir sind es, die wir für sie und nicht mit ihnen bauen und planen». Ende des Zitats. Es geht also nicht um vermehrte technische Massnahmen, um einen technisch-organisatorischen und finanziellen Kraftakt sozusagen, sondern es geht vielmehr um eine Aenderung unseres Wertsystems, meine Damen und Herren. Es geht letztlich um eine Verwandlung des Zeitgeistes, der doch der Geist der Menschen ist, sagt Goethe, es geht um die Verwandlung des menschlichen Sinns und Trachtens. *Metanoia* hat man im Altertum diese Verwandlung genannt: *Metanoieite* (zweite Person Mehrzahl) «werdet anderen Sinnes!»

Metanoieite: Werdet anderen Sinnes!

Metanoia, *metanoieite*: werdet anderen Sinnes! Das ist leichter gesagt als getan. Wovon muss sich denn unser bisheriges Sinnen und Trachten abwenden? Auf diese letzte, wichtigste Frage sei zum Schluss eine Antwort versucht, die den früher gegebenen Ratschlag der Gelassenheit wieder aufgreift. Seit dem Psychiater *Sigmund Freud* und dem Biologen *Julian Huxley* können wir es wissen (wenn wir wollen), dass alle Wissenschaft, alle Technik, alle Begleiterscheinungen des grossen Prozesses, den man den Emanzipationsprozess nennt, ihren Ursprung haben im menschlichen Willen zur Macht, ihren Ursprung haben im Kampf ums Dasein, im sogenannten Existenzkampf, welcher sich stets und überall begreift als Kampf ums Ueberleben. Der Kampf ums Dasein — der Begriff stammt von Darwin



— war und ist ein Kampf ums Ueberleben. Im Kampf ums Ueberleben, im Existenzkampf, waren und sind die Menschen bestimmt durch die sie bedrohenden Naturabhängigkeiten: durch Nahrungsmangel, Seuchen, feindliche Umwelt, konkurrierende Gruppen. Der Sinn des Lebens im Kampf ums Dasein ist die Selbsterhaltung. Antrieb aller Wissenschaft und Technik ist der Wille zur Macht als die von Nietzsche erkannte, abstrakteste Form des Selbsterhaltungstriebes. Dieser Wille zur Macht empfindet alles, was das Ueberleben gefährdet, schlechthin als das Negative, das schlechthin Befremdliche und als das Feindliche schlechthin. Der Wille zur Macht und der absolute Subjektivismus, der sich in einer wachsenden Oeffnung unserer Leistungsgesellschaft zeigt bis zu ihrem Zerfall, sind identisch. Darum sind die Leistungsgesellschaften der Twens auch immer wieder bereit, die Leistungsschwachen in die Aussenseiter-Ghettos der Heime abzuschieben, sie auszusondern und dabei den Heimen zugleich als dem Hort des Befremdlichen zu misstrauen. Das erklärt die Ambivalenz des Urteils der Oeffentlichkeit über die Heime.

De facto: das Leben als moralische Aufgabe

Je mehr aber die Menschen gelernt haben, die natürlichen Abhängigkeiten und Mängel zu überwinden, indem sie technisch-industriell eine künstliche Fülle von Möglichkeiten produzieren, um so mehr wird in dieser Fülle das Leben selbst zum Problem. Was im Kampf ums Dasein als Lebensnotwendigkeit selbstverständlich ist, verliert seine Motivierung, seine Antriebskraft, wenn die Not des Daseins überwunden ist oder doch nicht mehr im Vordergrund steht. Huxley hat gezeigt, dass die psychosoziale Evolution über die Ueberwindung des befremdlichen Negativen hinaus weitergehen muss zu einem Entwurf eines positiven Neuen, das aus dem Ueberfluss der erkämpften Möglichkeiten gewonnen werden kann und soll. Führt aber der Wille zur Macht nicht zum Entwurf dieses positiven Neuen, sondern bleibt er in der ursprünglichen Richtung weiter wirksam, dann richtet sich dieser Wille, richtet sich der Selbsterhaltungstrieb gegen den Menschen selbst und führt zur totalen Manipulierbarkeit, die sich an keine Person mehr rückkoppeln lässt. Damit wird das menschliche Leben nun erstmals selbst und de facto zu einer moralischen Aufgabe.

Solidarität — Inhalt der Metanoia

Wenn der Kampf ums Dasein, der Existenzkampf durch neue Normen des menschlichen Lebens ersetzt werden soll, meine Damen und Herren, dann müssen die überlieferten Moralsysteme überwunden werden, die den Kampf ums Dasein und den Willen zur Macht stilbildend geprägt haben. Dann muss das Ethos des Kampfes und des Krieges zum Ethos des Friedens im Dasein verwandelt werden. Das Prinzip der Selbstbehauptung gegen andere muss sich wandeln zum Prinzip der Solidarität. Das ist der Inhalt der Metanoia. Die Angst- und Aggressionssysteme, die zur Selbstbehauptung nötig gewesen sind, müssen abgebaut und durch neue Hoffnungs- und Kooperationsysteme ersetzt werden. Der Gruppenegoismus, der aus der Selbsterhaltung entspringt und zu scharfen Leistungskonkur-

renzen, zu schweren Machtkämpfen führt, zeitigt fortgesetzt neue soziale Segregationen. Der Sozialdarwinismus in der Twen-Gesellschaft vertreibt die Alten in die Altersheime, die Kranken in die Spitäler, die Geisteskranken in die Psychiatrischen Kliniken. Dann sind die Tüchtigen und Arrivierten unter sich und können sich ungestört in die Beute des Bruttosozialprodukts teilen. Ihre Tüchtigkeit ist identisch mit Gesundheit; ihre Leistungsfähigkeit, Genussfähigkeit, Gesundheit und ihr Recht auf Gesundheit in diesem Sinn laufen stets auf die unverminderte, ungeschmälerte Teilhabe am Bruttosozialprodukt hinaus. Krankheit, Gebrechlichkeit und Alter erscheinen dann lediglich als Zeichen des Uebels und der Unvollkommenheit, die durch ärztliche Kunst, durch Wissenschaft und Technik und durch fortgesetzt steigenden finanziellen Aufwand bekämpft werden muss. Da beginnt auch die Manipulation des Kranken und der Krankheit. Nach Schätzungen brauchten etwa 50 Prozent der Geisteskranken nicht in den Kliniken interniert zu werden, wenn ihre Familien sie aufnehmen könnten und aufnehmen wollten. Dasselbe gilt für die Alten, die im Altersheim sind oder auf einen Platz darin warten. Dauert in unserer Twen-Gesellschaft der überlieferte Kampf ums Dasein an, muss er sich notwendigerweise stetsfort verschärfen. Dann aber werden auch die Gesunden, die Tüchtigen, die Starken nur für begrenzte Zeit überleben — solange nämlich sie selber nicht krank werden oder alt werden.

Neue Einschätzung von Krankheit und Altern

Zur neuen Ethik des Friedens im Dasein gehört heute unbedingt eine neue Einschätzung von Krankheit und Altern, auch eine neue Einschätzung des Sterbens. Krankheit ist nicht einfach bloss das Zeichen des Uebels und der Unvollkommenheit, sondern kann für die menschliche Persönlichkeit ein ebenso wichtiger Lern- und Gestaltungsprozess sein wie das gesunde, aktive Leben. Der Mensch hat nicht nur ein Recht auf Gesundheit, sondern auch ein Recht auf die richtig verstandene «Unvollkommenheit» der Krankheit. Nachdem unsere aktivistische Leistungsgesellschaft die Jugendlichkeit bis hin zum Komischen idealisiert und zum Idol gemacht hat, ist es an der Zeit, die Würde des Alters neu zu entdecken. Nachdem der Tod in unserer Gesellschaft bis zum blossen Störefried verharmlöst und in die Badezimmer der Spitäler verdrängt worden ist, wo man seiner nicht ansichtig zu werden braucht, gibt es gute Gründe dafür, die «Kunst des Sterbens» wieder zu lernen und lehren. Der Kampf für die Gesundheit bis ins Alter und der Kampf gegen die Krankheit ist gut, wenn und wo er die Menschen bereit macht, sich für die menschlichen Schmerzen der Liebe zu sensibilisieren und sich für die produktiven Kräfte des Lebens und Sterbens zu öffnen, wenn er die Menschen bereit macht, diese produktiven Kräfte von Krankheit und Tod menschlich zu verarbeiten, statt zu verdrängen. Sonst führt die Ethik des Kampfes die medizinische Wissenschaft und die Forschung lediglich zu einer immer kranker werdenden Gesellschaft. Der Psychiater *Medard Boss* hat festgestellt, dass trotz ungeheuerlich wachsendem Aufwand der Wissenschaft der Gesamtgesundheitszustand der Menschen beständig sinkt. Zu ähnlichen Befunden ist der Psychosomatiker *Arthur Jores* gelangt. Wo der Sozialdarwinis-

mus aber besonders wirksam ist, haben wir mit einer zunehmenden Verödung des Lebens und mit steigender Gleichgültigkeit, mit wachsender Gefühlskälte zu bezahlen. Erst wenn die neue Ethik des Friedens im Dasein jene alte, überlieferte Kampfmoral überwindet, können wir dazu kommen, dass die Gesunden von den Kranken, die Jungen von den Alten, die Lebenden von den Sterbenden und die Reichen von den Armen lernen, an ihnen Interesse zu zeigen und Solidarität aus Interesse an ihnen zu üben.

«Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch»

Meine Damen und Herren, was hier am Schluss gesagt worden ist, ist nichts anderes als der Inhalt des Aufrufs: Metanoete, werdet anderen Sinnes! Es ist die weitläufige Umschreibung des Paulus-Worts von der Liebe im ersten Korintherbrief. Wir sind unterwegs zu einer neuen Ethik des Lebens und Sterbens, zu einem neuen Frieden im Dasein. Es ist freilich noch ein langer Weg, da sollten wir uns gar nichts vormachen. Unsere Gesellschaft ist in tödlicher Gefahr, auch da ma-

chen wir uns nichts vor. Aber: Land ist in Sicht! Land ist in Sicht, denn, sagt Hölderlin, «wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch». Sie, meine Damen und Herren, sind auf exponiertem Posten an der Front. Sie sind Pioniere auf dem Weg, und Ihnen wird vielleicht mehr abverlangt als anderen. Doch wenn und wo Sie sich in der beschriebenen Weise auf Ihrem Posten in praktischer Solidarität zu üben suchen, sind Sie, dessen bin ich sicher, weniger gefährdet, in den Beschuss misstrauischer Kritiker zu geraten. Wo Sie sich darin üben, gelassen zu bleiben, weil Sie doch schon das Ende des Weges sehen, werden Sie gefasst sein und brauchen sich von der Kritik weniger anfechten zu lassen, falls sie doch einmal kommt. Es gibt keinen verlässlichen, machbaren Schutz vor solchem Misstrauen und vor solcher Kritik, der mit Geld und wissenschaftlich-technischen Mitteln zu haben wäre. Es gibt nur das Vertrauen und die Gelassenheit, die sich gegenseitig bedingen. Sie kosten nichts — man kann sie sich schenken lassen. Dieses Vertrauen, diese Zuversicht, diese Gelassenheit wünsche ich Ihnen, meine Damen und Herren, von Herzen.

Begriffs- und Standortbestimmung der Heilpädagogik in verschiedenen Ländern

10. Schaffhauser Tagung der Heilpädagogen VAZ

Die Heilpädagogik, die Erziehung von in irgendeiner Form entwicklungs- und integrationsgehemmten Kindern und Jugendlichen also, teilt heute das Schicksal aller Gebiete menschlichen Forschens nach immer neuen, absoluteren «Wahrheiten»: Auf den von Paul Moor und anderen Wegbereitern der modernen (Heil-) Pädagogik geschaffenen Grundlagen werden laufend neue Bereiche entdeckt, die sich auszeichnet dazu eignen, als individuelles Ganzes betrachtet, als solches von Spezialisten einzeln analysiert und der ursprünglichen Basis entfremdet zu werden. Eine solche Gliederung einer Wissenschaft in immer kleinere Spezialgebiete kann dieser aber nur dann zum Vorteil gereichen, wenn sich alle Beteiligten ab und zu wieder auf die ursprüngliche Grundlage, auf die allgemeine Thematik des gemeinsamen Fachgebietes besinnen.

Diesem Bemühen widmeten die Absolventen des Heilpädagogischen Seminars Zürich ihre 10. Herbsttagung, die am 28./29. Oktober 1972 traditionsgemäß in der Schaffhauser Rathauslaube abgehalten wurde. Die

rund 200 Kongressteilnehmer kamen im Verlauf ihres diesjährigen Beisammenseins in den Genuss von vier Referaten, die zwar allesamt dem einzigen Tagungsthema galten, die aber die derzeit herrschenden Grundströmungen der Heilpädagogik aus vier weitgehend verschiedenen Perspektiven darstellten. Unter dem Motto «Begriffs- und Standortbestimmung der Heilpädagogik in verschiedenen Ländern» versuchten die vier aus Schweden, Holland, der Tschechoslowakei und der DDR hergereisten Referenten, die modernsten Aspekte des gemeinsamen Fachgebietes so darzustellen, wie sie im jeweiligen Heimatland verstanden und praktiziert werden.

Besinnung auf die Grundlagen nötig

In seiner Einleitung betonte der Tagungsleiter, Prof. Dr. E. E. Kobi vom «Institut für Spezielle Pädagogik und Psychologie» der Universität Basel, die bereits kurz motivierte Notwendigkeit, sich wieder einmal